



Pfr. Ulrich Knellwolf

Sonntag, 8. April 2018

Predigt zum ersten Sonntag nach Ostern (Quasimodogeniti)
„Wie neu geboren“

Matthäus-Evangelium 27, 51-53

Liebe Gemeinde,

„Quasimodogeniti“. „Gleichsam wie Neugeborene.“ So der Name dieses ersten Sonntags nach Ostern. Ja, was sind wir denn nun, Neugeborene oder quasi Neugeborene? Was ist seit Ostern anders und neu? So neu, dass es sich lohnt, eine Kirche, einige würden sagen, eine neue Religion darauf zu gründen?

Frag Paulus, und der sonst so Wortgewaltige gerät ins Stammeln. Hält sich zunächst krampfhaft daran fest, eine ganze Anzahl Menschen hätten den vom Tod auferweckten Jesus gesehen, er selbst als Letzter von ihnen. Und dann versucht er in einem höchst fragwürdigen Zirkelschluss logisch zu beweisen, dass es die Möglichkeit der Auferweckung aus dem Tod geben müsse. Besonders überzeugend ist das nicht.

Und der Evangelist Matthäus. Als er von Jesu Kreuzigung erzählt und dass der Vorhang im Tempel am Karfreitag zerrissen sei, erwähnt er, ja, und da habe es geerdbebet, und Gräber hätten sich aufgetan, und viele verstorbene Heilige seien auferweckt worden und an Ostern nach Jerusalem gekommen. Auch das weckt nicht fragloses Vertrauen. Wenn Paulus bei der Logik Zuflucht nimmt, so Matthäus beim sogenannten Schriftbeweis. Im 122. Psalm ist davon die Rede, dass die Stämme des Herrn nach Jerusalem hinaufziehen, um den Namen des Herrn zu preisen. Diese alttestamentliche Weissagung sei an Ostern in Erfüllung gegangen, findet Matthäus. Und „nun stehen unsere Füße in deinen Toren, Jerusalem“, singt der Psalm. Das heisst für Matthäus: Nun beginnt die Auferweckung derer, die Gott erwählt hat.

Stammelnd versuchen beide, Paulus und Matthäus, davon zu reden, dass die Tür zwischen Leben und Tod nicht mehr nur nach einer Seite aufgeht, vom Leben zum Tod, sondern dass das andere, das Unerhörte, eingetreten ist: auch vom Tod ins Leben geht die Tür auf. Das ist neu.

Neugeboren sind wir noch nicht. Aber unsere Füße stehen in den Toren der Stadt Gottes. Wir sind an der Schwelle der vollendeten Schöpfung, so wie Israel am Schluss des Exodus am Jordan stand, der Grenze zwischen Wüste und Gelobtem Land. Und die Grenze war durchlässig. Im Jordan gab's eine Furt.

Bei den alten Griechen gab's diese Furt nicht. Das zeigt die mythische Geschichte von Orpheus und Eurydike. Orpheus betört mit Gesang und Saitenspiel Menschen und Götter und sogar die Natur; wenn er singt und spielt, schweigt auch das tosende Meer. Seine Gattin Eurydike ist wunderschön. Ein geiler Nachbar versucht sie zu vergewaltigen. Sie flieht, tritt dabei auf eine giftige Schlange, wird gebissen und stirbt. Orpheus, untröstlich, folgt ihr singend und spielend in die Unterwelt, vermag mit seiner Musik die Höllenhunde zu bändigen und Hades, den Gott der Unterwelt, samt seiner Frau Persephone derart zu rühren, dass sie ihm erlauben, Eurydike wieder ins Leben zurückzuführen. Bedingung: Sie muss hinter ihm gehen, und er darf sich auf dem Weg nicht nach ihr umdrehen. Es kommt, wie's kommen muss. Unterwegs hört Orpheus die Schritte Eurydikes nicht mehr. Er dreht sich nach ihr um – da wird sie vom Götterboten Hermes wieder in die Unterwelt entführt.

Warum drehte sich Orpheus um? Manche sagen, weil Eurydike so schön war, und er vor Verlangen nicht mehr an sich halten konnte. Ich behaupte: Weil er zweifelte, dass es möglich sei, eine Tote ins Leben zurückzuführen. Aber Hades und Persephone hatten es ihm doch erlaubt, und die waren Götter. Das ist es ja gerade! Orpheus zweifelte, dass es in der Götter Macht stehe, Tote lebendig zu machen. Denn Auferweckung aus dem Tod braucht Schöpferkraft. Und Schöpferkraft hatten die griechischen und die römischen und auch die vorderasiatischen Götter nicht mehr, nachdem einmal die Welt fertig geschaffen war. Sie waren nur noch Verwalter. Wie Verwalter konnten sie nach jedem Winter den Frühling wieder aus dem Keller holen. Aber Neues zu schaffen vermochten sie nicht. Sie waren keine Unternehmer. Die Götter des Altertums waren Beamte, nicht Schöpfer. Weil er das wusste, zweifelte Orpheus an ihrem Versprechen und drehte sich nach Eurydike um. Und weil die Götter ahnten, dass er das tun würde, gingen sie auf seine Bitte ein ohne fürchten zu müssen, dass sie sich blamieren und als kraftlos für etwas Neues geoutet werden könnten. Die Unterwelt blieb verschlossen; einmal gestorben, kam niemand ins Leben zurück. Und es gab auch keinen Hinterausgang, wo es nach dem Tod zu etwas anderem, Neuem hätte weitergehen können. Die Unterwelt war eine Sackgasse. Es gab in den alten Religionen ganz einfach niemanden, der die Kraft hatte, aus dem Tod zum Leben zu erwecken und den Tod abzuschaffen. Denn damit wäre die Stabilität der Schöpfung gefährdet worden, und das durfte nicht sein.

Was wir von Paulus gehört haben und von Matthäus, tönt ganz anders. Paulus behauptet steif und fest: Ich habe den aus dem Tod auferweckten Jesus gesehen. Und Matthäus schreibt von Gräbern, die am Ostermorgen aufgingen, und von Toten, die herausstiegen und in die Stadt Jerusalem kamen.

Paulus schreibt das etwa dreissig Jahre, Matthäus etwa fünfzig Jahre nach Ostern. Da gab es rund um das Mittelmeer bis nach Spanien und östlich bis über Babylon hinaus in allen grössern Orten, die an einem Verkehrsweg lagen, christliche Gemeinden. Man kann von einer explosionsartigen Ausbreitung des Christentums in den nachösterlichen Jahrzehnten sprechen. Könnten wir Leute von damals fragen, warum sie Christen wurden, gäben sie zur Antwort: „Gott hat Jesus von den Toten auferweckt und wird auch uns auferwecken zum ewigen Leben in seinem Reich.“ Und dabei würden die Leute einen zwar noch nicht erlösten, aber befreienden Eindruck machen. Sie fühlten sich aus der Treitmühle des ewig Gleichen befreit. Aus diesem Kosmos, der ja so schön ist, wenn man ihn aus genügend grosser Distanz betrachtet, so wie wir den nächtlichen Himmel anschauen und darüber staunen. Aber für den Sklaven, den Armen, den Behinderten und überhaupt für den einzelnen Menschen war der ewige Kosmos ein eiserner Käfig. Denn die von den Göttern verwaltete Ordnung der Welt hiess: Einmal Sklave, für immer Sklave. Arm geboren bleibt ewig arm. Ausnahmen bestätigten nur die Regel. Und vor allem galt: Tot ist tot.

Denn wie jeder Käfig hatte auch dieser seine noch dunklere Ecke, sozusagen die Sickergrube. Das war der Tod. Er war ein Ärgernis, denn er stellte die Ewigkeit aller Verhältnisse in Frage und störte damit die perfekte Weltordnung. Aber weil er nun einmal Teil davon war, konnte er nicht daraus entfernt werden; er musste selbst ewig sein.

Und jetzt kamen die Christen, sprengten diesen Käfig und beriefen sich dabei auf Jesus von Nazareth. Der hatte gepredigt: „Das Reich Gottes ist im Kommen.“ Das heisst: Der Schöpfungsprozess ist noch im Gang. Die Welt ist noch nicht fertig. Denn die Geschichte Israels ist noch nicht am Ziel, und darum die Geschichte der Welt auch nicht.

Woher nahm der Mann das? Er war ja ungebildet, hatte kein Schriftstudium absolviert, sondern kannte das Alte Testament so, wie eben jemand aus dem Volk es kennen konnte, also in erster Linie die Geschichten von Abraham, vom Auszug aus Ägypten, von Samuel und dem König David, vom Propheten Elia, dazu Aussprüche des Propheten Jesaja. In allen diesen Geschichten war von Menschen und auch von Gott die Rede. Was Jesus daraus erkannte, versuche ich in drei Punkte zu fassen.

Erstens: Gott ist kein Verwalter; Gott ist der Schöpfer. Es gibt keine Macht und kein Gesetz, das ihm übergeordnet wäre und dem er sich fügen müsste. „Er spricht, und es steht da.“ Das heisst: Er

kann schaffen, was er will. Auch die Grenze ist für ihn nicht unüberwindlich, die das Nichts vom Dasein und den Tod vom Leben trennt. Darum heisst er ja „der Schöpfer“.

Zweitens: Was Gott zu schaffen im Sinn hat, das zeigt er an der Geschichte des Volkes Israel, den Nachkommen Abrahams, die er sozusagen zum Musterbeispiel gewählt hat, um daran der Welt zu demonstrieren, wie er's mit ihr meint. Damit hat der alles könnende Gott sich selbst an ein Versprechen gebunden. Er führte dieses Volk ja aus der Sklaverei in die Freiheit des Gelobten Landes. Nach diesem Muster führt er die Welt aus der Sklaverei des Bösen und des Todes in die herrliche Freiheit dessen, was Jesus „das Reich Gottes“ und was die Bibel oft auch „das ewige Leben“ nennt.

Drittens: Gott ist mit seiner Schöpfung also noch nicht fertig. Er ist noch an der Arbeit. Denn „ewiges Leben“ im Sinn der Bibel heisst nicht, dass wir von der vergänglichen Erde in den ewigen Himmel emporgehoben würden. Ewiges Leben heisst: Der Himmel kommt auf die Erde. Daran arbeitet Gott. Denn er ist wie ein vertrauenswürdiger Unternehmer, der sich an die Abmachungen hält. Vergessen wir nicht, dass Jesus selbst Zimmermann war. Wie ein anständiger Handwerker gibt sich der Schöpfer mit der halbfertigen Welt nicht zufrieden. Er hat keine Ruhe, bis das Werk seiner Hände zu seinem Stolz und zur Freude der Kunden vollkommen funktioniert.

Soweit ist es offensichtlich noch nicht – wer anderes behauptete, wäre mit Blindheit geschlagen. Ausweichen in die Innerlichkeit gilt nicht. Solang in der Welt ein einziges Unrecht geschieht und ein einziger Mensch stirbt, kann sich niemand guten Gewissens in sein Herzensgärtchen zurückziehen. Dazusitzen und sich damit abzufinden, wie es auf der Welt zugeht, und vielleicht gar zu behaupten, das sei halt eben die beste aller möglichen Welten, wäre zynisch. Zu rufen: Lasst uns in die Hände spucken und das Werk anpacken; wer anders soll es schaffen, wenn nicht wir, wäre angesichts der Erfahrungen des 20. Jahrhunderts hingegen lebensgefährlich naiv.

Aber, liebe Gemeinde, es geht ein Gerücht durch die Welt. Das unbeweisbare Gerücht, das behauptet, der gekreuzigte Jesus von Nazareth sei von Gott aus dem Tod zu neuem, unverderblichem Leben auferweckt worden, und derselbe Gott werde alles, was Opfer des Todes wurde und noch wird, ins Leben führen. Dieses Gerücht ist das Neue. Und darum hat der Name des Sonntags nach Ostern recht: Quasimodogeniti. Wir sind noch nicht Neugeborene. Wir sind erst wie Neugeborene. Nämlich befreit aus dem eisernen Käfig der Angst, das Leben ende als Sackgasse im Tod.

Wer das heute laut sagt, wird verdächtigt, einem Kinderglauben anzuhängen. Aber die uns das vorhalten, merken nur nicht, dass sie selbst genau von diesem Kinderglauben leben.

Amen